

Koloniale Zeitfragen

Herausgegeben

vom

Aktionsausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft

Inhalt:

v. Hagen, Der koloniale Gedanke in Deutschland

Delbrück, Weltpolitik und Kolonialpolitik

Karstedt, Koloniale Krisis

Froberger, Deutsche Kolonialpolitik als Kulturproblem

Severing, Rohstoffversorgung und Kolonialwirtschaft



S 17

9331

Bd 1

Dietrich Reimer (Ernst Bohsen)

Berlin 1916

Der koloniale Gedanke in Deutschland

Don Maximilian von Hagen

Die Notwendigkeit staatlicher Ueberseebetätigung ist in Deutschland früher erkannt als erfüllt worden. Diese Tatsache entspricht dem Unternehmungsgeist, dem Ausdehnungs- und Wandertrieb, der sich in jeder gefunden Nation regt, auch wenn die Aussichten für seine Befriedigung keine gesicherten sind. Deutschlands jahrhundertelange Zersplitterung machte einen staatlichen Schutz oder staatliche Förderung deutscher Ueberseeunternehmungen unmöglich, und so versuchte sich der Kaufmann, der Händler, der Farmer auf eigene Faust in der Welt. Siedelte er sich an, so verwuchs er mit der neuen Heimat meist rasch und ging der alten verloren. Fand er sein Glück, so zog er weitere, die im Vaterlande nicht vorwärtskamen, nach sich, und diese vertrauten ihr Schicksal Auswanderungsgesellschaften und Ueberseeunternehmungen an, die, wenn sie auf unsolider Grundlage errichtet waren, ihre Opfer ausbeuteten und nur selten an dem gewünschten Bestimmungsort aussetzten. So sind zahlreiche Volksgenossen verdorben und gestorben, weil die politische Ohnmacht Deutschlands einen wirksamen Schutz nicht zu bieten vermochte.

Es ist kennzeichnend, daß die Zeiten der ersten deutschen Erhebung, die Zeit nach Abschüttelung des napoleonischen Joches, diesem beschämenden Zustand ein Ziel zu setzen versuchten. Entstanden doch seit den 20 er Jahren des vorigen Jahrhunderts die ersten Auswanderungs- und Kolonisationsvereine, die ihre Schutzbefohlenen in geeignete Gebiete zu leiten beabsichtigten, wenn auch die Ausführung des schönen Planes meist an der finanziellen oder örtlichen Undurchführbarkeit zu scheitern verurteilt war. Am weitesten gedieh noch das umsichtig vorbereitete und finanzierte Projekt einer Hamburger Kolonialgesellschaft, die um die Wende der 30 er Jahre einer Londoner Gesellschaft Inselgebiete östlich von Neuseeland abzukaufen wünschte. Aber auch dieses Unternehmen scheiterte, weil keine staatliche Macht vorhanden war, die den Widerspruch der englischen Regierung zu beseitigen vermocht hätte. Seitdem beschränkten sich die Städte an der Waterkant auf rein praktische kaufmännische Tätigkeit, die sich von allen nebelhaften Kolonisationsversuchen fernhielt. Im Reiche waren da-

gegen die mit der zunehmenden deutschen Auswanderung immer beängstigender anwachsenden Vereine weit weniger praktischen Erwägungen zugänglich. Von völlig verschwommenen Idealen und Theorien beherrscht, begünstigten sie die törichtsten Versuche kolonialer Ansiedlung in den verufensten Moskitogegenden Mittelamerikas oder in klimatisch ganz ungeeigneten Gebieten Brasiliens, das man damals durchweg als geographische Einheit nahm, obwohl doch nur der Süden für Auswanderer in Frage kommen kann. Mit himmelschreiendem Optimismus und Vertrauen kauften sie Rechte, die keine waren, bis der rechtmäßige Eigentümer sich noch rechtzeitig meldete. Zu wiederholten Malen mußte darum die preußische Regierung verkünden, daß sie jede Förderung der Auswanderung mißbillige, ja 1846 drohte sie gewissenlosen Agenten mit gerichtlicher Verfolgung, und erst 1853 übernahm sie den Schutz ihrer Auswanderer.

Auch die zweite deutsche Erhebung, die Bewegung von 1848, nahm zur Auswanderungs- und Kolonisationsfrage Stellung. In diesem Jahre erschien das Buch des Vaters der historischen Schule unserer nationalökonomischen Wissenschaft, „Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung“ von Wilhelm Roscher, das die kolonialpolitischen Begriffe vom Standpunkt einer vergleichenden Charakteristik der Kolonialgeschichte in grundlegender Weise zu klären geeignet war. Wenn dieses Werk auch erst später seinen Zweck erfüllen sollte, so hatte es doch schon damals den Erfolg, daß ein Kongreß deutscher Auswanderungsvereine seine Ergebnisse übernahm, wonach — entsprechend den Forderungen unseres großen Volkswirts und Zukunftsländers Friedrich List — innere Kolonisation der menschenarmen Gebiete Ostdeutschlands und Oesterreichs-Ungarns dringlicher und gefahrloser sei. Wurde auch mit dieser Erkenntnis, die bald eine besondere Literatur hervorgerufen sollte, die Bankrotterklärung deutscher Ueberseeekolonisation ausgesprochen, so wurden damit doch weitere Enttäuschungen und Opfer verhindert, die nur der kolonisierende Staat ersparen kann, dem Macht und Ansehen, See- und Weltgeltung zu Gebote steht. Der Deutsche Bund verfügte über das alles nicht, und es war daher ein Glück, daß er die unklaren Kolonisationsbestrebungen fallen ließ, über die die Nationalversammlung von 1848 beraten hatte: Bestrebungen, auf die die Kolonialfreunde dieser Zeit ihre ganze Hoffnung gesetzt, die aber mit Ausnahme eines Beschlusses über ein Reichsauswanderungsamt keine nennenswerten Ergebnisse zu verzeichnen hatten. Auch die Flottenbegeisterung der Paulskirche erhielt einen heilsamen Dämpfer insofern, als Preußen einige der unter den Hammer geratenen Schiffe der deutschen Bundesflotte zur Schaffung einer eigenen Seemacht ankaufte, womit es seine nationale Aufgabe von einer neuen zukunftsreichen Seite begründete.

Es war kein Wunder, daß nach diesen Erfahrungen der koloniale Gedanke einen Rückgang erfuhr, und daß die deutsche Erhebung von 1871, die die Erfüllung des nationalen Einheitstraumes brachte, die Sorgen um die deutsche Auswanderung und die Forderungen nach deutschen

Kolonien in den Hintergrund drängte. Wohl traten auch bei den damaligen Friedensverhandlungen Interessenten und Politiker, die ihre kolonialen Hoffnungen noch nicht begraben hatten, an Bismarck mit der Anregung heran, französische Kolonien als Kriegssentschädigung in Zahlung zu nehmen. Der große Kanzler aber wollte von Kolonialpolitik nichts wissen, solange das Reichshaus nicht sturm- und wettersicher dastand, und er hatte zweifellos recht, wenn er den Ausbau seines Werkes nicht durch Aufgaben beeinträchtigte, die nur ein festgeschlossener Staat in Angriff nehmen kann.

Es dauerte aber nicht lange, bis der koloniale Gedanke zu erneutem Durchbruch kommen sollte. Das Reich nahm, seit alle nationalen Energien in ihm gesammelt waren, eine so ungeahnte Entwicklung, daß die damals beständig wachsende Bevölkerung von neuem zur Auswanderung gedrängt wurde, die in den Jahren 1881/83 eine ungewöhnlich hohe Ziffer erreicht. Mit Sorge sahen die Patrioten, wie Tausende der Heimat für immer verloren gingen, um in anderen Ländern den Kulturdünger zu schaffen, mit dem sie diese nur stärken sollten für den wirtschaftlichen Kampf der Zukunft. Verlangte doch die Macht des Staates nach Ausdehnung und Betätigung aller ihrer Kräfte, wie die zunehmende Industrialisierung eigener Rohstoffgebiete bedurfte, durch die Deutschland unabhängiger werden wollte von anderen Ländern. Dem der Imperialismus geschlossener Wirtschaftsgebiete erhob drohend sein Haupt und zwang mit seinen neumerkantilistischen Forderungen die ihm nicht angegliederten Staaten zur Gegenwehr. In Amerika und Frankreich setzten hochschutzzöllnerische Bewegungen ein, denen Bismarck noch rechtzeitig mit einem Umschwung in der deutschen Handelspolitik begegnete. In England wurde von führenden Köpfen der koloniale und wirtschaftliche Imperialismus verkündet im Gegensatz zur herrschenden Manchesterdoktrin, die von der Wertlosigkeit überseeischen Besitzes und dem alleinseligmachenden „Ideal“ des Freihandels gesprochen hatte und die jetzt mit einem Schlage eine völlige Umwertung erfuhr. Erstaunt vernahm der Kontinentaldeutsche Töne, die seinem Ohre fremd und feindlich klangen, er ahnte revolutionäre Veränderungen auf dem Gebiete der kaum erst beginnenden Weltwirtschaft und ging in gewohnter Gründlichkeit an die Untersuchung, wie dem abzuhelfen sei.

Noch einmal schieden sich die Geister, als die Frage gestellt wurde, ob Auswanderung oder Kolonisation das schwere Rätsel lösen könnte. Die Vertreter der unbeschränkten Auswanderung waren die Anhänger der alten Freizügigkeitsideale, die keinerlei staatliche Einmischung zuließen und von der neuen Zeit mit ihrem gesteigerten nationalen Ehrgefühl verworfen werden mußten; die Vertreter des Kolonisationsgedankens, auch wo sie sich dessen nicht bewußt waren, die Anhänger des neuen Staatsgedankens. Immer mehr verdichtete sich die Anschauung, daß nur in eigenen Kolonien die Zukunft der überschüssigen Volkskraft, des überschüssigen Kapitals, der über-

schüssigen Arbeit und ihrer Produkte erfüllt werden könnte, und schon fühlte man, daß deutsche Kolonialpolitik nur die Krönung des großen Werkes vom Schutze der nationalen Arbeit sein werde, mit dem Bismarck seine Wirtschafts- und Sozialpolitik eingeleitet hatte.

Noch ehe der große Kanzler an die Förderung und Unterstützung dieser Zukunftsideale gehen konnte, wurde das Problem von der Öffentlichkeit fieberhaft in Arbeit genommen. Deutsche Weltreisende gingen hinaus und berichteten von ihren Beobachtungen. Kaufleute und Missionare erzählten von ihren Erfolgen, die sie mit ihren Unternehmungen erzielt hatten und noch erzielen wollten. Die Wissenschaft bemächtigte sich der neuen Ergebnisse, die die letzten großen Entdeckungen Innerafrikas durch Livingstone und Stanley mit sich gebracht hatten. Publizisten traten auf, die zum Teil in großzügiger Weise die wissenschaftlichen Resultate popularisierten und so dem größeren Publikum zugänglich machten. Von neuem wurden Vereine gegründet, die das Verständnis für die Notwendigkeit kolonialer Betätigung zu wecken versuchten; der größte von ihnen, der allmählich die meisten in sich vereinigen durfte, ist die noch heute bestehende Deutsche Kolonialgesellschaft, einer der größten Propagandaverene Deutschlands, das koloniale Gewissen der Nation, das in guten und bösen Tagen deutscher Kolonialpolitik nie geschlummert hat. Kolonialpolitische Zeitschriften wurden ins Leben gerufen, die Presse hallte wieder von kolonialen Erörterungen und Vorschlägen; eine ganze Literatur entstand, die in der Bibliothek der Deutschen Kolonialgesellschaft sorgfältig gesammelt ist. Alle möglichen und unmöglichen Projekte durchschwirrten die Luft und erhitzen die Gemüter; mit verzeihlicher Naivität wurden Kolonialgebiete empfohlen und verworfen, je nachdem sie dem jeweiligen Referenten bekannt oder unbekannt, nicht selten ohne Rücksicht darauf, ob sie überhaupt noch frei waren. Das Auswärtige Amt wurde mit Projekten überschwenmt, deren Sammlung ganze Reihen von Aktenbänden füllt. Jugendliche Abenteurer, denen die koloniale Vorbereitung zulange dauerte, gingen schließlich auf eigene Hand vor — und brachten Deutschostafrika zurück. Sofort gewährte ihnen Bismarck den Schutz des deutschen Reiches, wie er schon kurz zuvor den rechten Augenblick ergriff, um allen, die ihm rechtmäßig erworbene herrenlose Gebiete darbrachten, seine Unterstützung zu leihen. Es war die letzte Stunde, in der deutsche Kolonialpolitik auf friedlichem Wege möglich war, denn allenthalben begann die Aufteilung der Welt, bei der nur die Mächte gehört wurden, die ihre Interessen wirksam zu vertreten verstanden.

Die geschilderten Faktoren hatten in ihrer Gesamtheit bewirkt, daß sich das deutsche Volk von dem Strom der kolonialen Bewegung, sobald er einmal Wurzel geschlagen hatte, fortreißen ließ. Durch ganz Deutschland ging ein Zug nationaler Begeisterung, wie er seit 1870 nicht wieder erlebt worden war: eine nationale Erhebung, die zum ersten Male nur kolonialpolitisch orientiert war. Erst dieser „Völkerfrühling“ ermutigte

Bismarck, dem der starke Pulsschlag des öffentlichen Lebens nicht entgehen konnte, nach seiner eigenen Aussage, seine abwartende und zurückhaltende Stellung aufzugeben und mit den ersten Versuchen einer aktiven Kolonialpolitik eine neue weltpolitisch gerichtete Periode einzuleiten: eine Periode, zu der der Gang der Weltgeschichte drängte und die Konsequenz der deutschen Reichspolitik nötigte, die ganz natürlich von innen nach außen ging, indem sie mit der zunehmenden Industrialisierung unseres Landes vom Ackerbau über Gewerbe und Industrie zu überseeischem Handel und zur Kolonialpolitik führte.

Aus der geschilderten Entwicklung geht aber gleichzeitig hervor, daß nicht Bismarck den Kolonialgedanken für Deutschland entdeckt oder die aus ihm resultierende Bewegung hervorgerufen hat, wenn er sie auch später für seine neue Politik in meisterhafter Weise zu verwerten verstand. Denn wie bei allen weltgeschichtlichen Taten ist auch hier nicht die Frage nach ihrem ideellen Ursprung der Maßstab für das Urteil; vielmehr ist das Ergreifen, Meistern und Durchsetzen des Gedankens von jeher das Entscheidende und Große. Darum behält gegen alle, die aus Bismarck einen Kolonialpolitiker a priori machen möchten, den die ganze Geschichte der Bismarckischen Kolonialpolitik widerlegt, jener Auslandsdeutsche recht, der im Jahre 1880 die Bedeutung der kolonialpolitischen Initiative Bismarcks in treffender Formulierung also vorweggenommen hat: „Der Mann, der den Weltberuf von 50 Millionen Deutschen erkennt und anbaut, dieser Mann wird nicht minder hoch dastehen als derjenige, der uns unsere nationale Einigung gab.“

Die Geschichte der Bismarckischen Kolonialpolitik ist hier nicht zu erzählen. Der koloniale Gedanke hatte gesiegt, die deutsche Zukunft ging ihrer Erfüllung entgegen. Die Nachfolger Bismarcks haben diesen Besitz gehütet und nach Maßgabe unserer schwierigen internationalen Lage auch vermehrt. An Aufgabe dieses Besitzes ist nie gedacht worden, wenn auch im Anmut über Kolonialskandale, die in unserer Kolonialgeschichte im Vergleich zu derjenigen anderer Mächte glücklicherweise nur eine untergeordnete Rolle spielen sollten, Kolonialpessimismus und Kolonialmüdigkeit bisweilen eintreten mußten.

Und nun ist der größte Teil dieses liebevoll betreuten Besitzes verloren dank der unersättlichen Zerstörungswut und Eroberungsgier unserer Feinde, die in Deutschübersee ihre einzigen billigen Triumphe über Deutschland davontragen sollten. Die deutsche Erhebung von 1914, die einer Welt von Feinden siegreich die Stirn bot, hat die mit so viel Idealismus und soviel Zähigkeit erworbenen und erhaltenen Kolonien vergessen müssen, weil sie ihnen nicht beistehen konnte. Der deutsche Friedensschluß aber wird sie nicht vergessen und er wird gemäß der von allen Kolonialfreunden begrüßten Versicherung, die der gegenwärtige Leiter unseres Kolonialamtes abgegeben hat, dem alten Besitz neuen hinzuzufügen trachten. Noch gilt ja die alte geschichtliche Erfahrung, daß über das Schicksal von Kolonien letzten Endes

auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden wird. Unsere Feinde hätten darum — dies ist die Zuversicht aller kolonialfreundigen Kreise, die sich durch vorübergehende Verluste nicht schrecken lassen — die in der Kongoakte garantierte Neutralisierung der Kolonien unbeschadet in Geltung lassen können. Sie haben es nicht getan, obwohl die deutsche Regierung sofort nach Ausbruch des Krieges diese Neutralisierung von neuem in Vorschlag brachte, um das Ansehen der weißen Rasse nicht zu schädigen und die Greuel früherer Kolonialkriege nicht zu wiederholen. Die Feinde werden darum auch für die Zerstörung kolonialer Werte zahlen müssen — in der Richtung auf ein deutsches Zentralafrika, das erst den Namen eines deutschen Kolonialreiches verdienen würde.

Erst im Besitz eines solchen Kolonialreiches wird sich der Kolonialgedanke zum Weltgedanken weiten. Denn die ungeheuren Aufgaben, die den Bürgern dieses afrikanischen Neudeutschland erwachsen, die Kultivierung des Bodens, die Erziehung seiner Bewohner, der Kampf mit den tropischen Krankheiten, die militärische Sicherung gegen jeden Angriff, die Anbahnung einer absoluten Verteidigungsfähigkeit und dergleichen mehr — alle diese Aufgaben sind nur zu verwirklichen, wenn das Mutterland mithilft durch ständiges Handinhandarbeiten aller dazu berufenen Kräfte. Von einer Auswanderung großen Stiles kann bei der sinkenden Bevölkerungsziffer und dem überwiegend tropischen Charakter dieses mittelafrikanischen Reiches keine Rede sein. Aber wo Auswanderung stattfindet, soll sie tunlichst in subtropische Kolonialgebiete und nicht mehr in fremde Macht- oder Interessensphären abfließen. Die Hauptsache bleibt, daß der koloniale Gedanke nimmer erstarre, daß er nie wieder zur Parteifrage wird, sondern daß er lebendig bleibt als der höchste Ausdruck staatlicher Weltberufung und daß er künftige wie gegenwärtige Geschlechter einig findet in dem Glauben an die nationale Kraft und an die nationale Größe.

Weltpolitik und Kolonialpolitik

Von Prof. Hans Delbrück

Als ich im Jahre 1908 in den „Preussischen Jahrbüchern“ einmal ausgeführt hatte, daß das Deutsche Reich sich nicht damit begnügen könne, eine stillbescheidene „saturierte“ europäische Kontinentalpolitik zu treiben, sondern durch die Natur der Dinge dahin geführt worden sei, zur Weltpolitik überzugehen, da griff die Daily Mail in London den Artikel auf und ließ ihre Leser wissen, ich hätte nunmehr „die Weltherrschaft“ als Programm Deutschlands proklamiert. Ich sandte der Daily Mail darauf eine Berichtigung und suchte ihr klar zu machen, daß „Weltpolitik“ und „Weltherrschaft“ etwas verschiedenes seien. Sie lehnte die Berichtigung ab, und auch als ich die Vermittlung eines mir damals noch befreundeten Engländers in

Anspruch nahm, eine Richtigstellung der unerhörten Begriffsvertauschung zu erlangen, wurde das rundweg abgelehnt. Noch heute wird ja nicht bloß die Weltkoalition gegen uns zusammengehalten, sondern auch das ganze neutrale Ausland durchsetzt und gegen uns aufgeregt mit dem Gedanken: Deutschland erstrebe eine allgemeine Weltherrschaft. Nichts tut uns größeren Schaden als diese Vorstellung, und jeder gute Patriot sollte sich sehr vorsehen, durch unbesonnene überschwängliche Äußerungen dem feindseligen Argwohn neue Nahrung zuzuführen. Was wir wollen, ist nicht Weltherrschaft oder Welt hegemonie, sondern Weltpolitik, und Weltpolitik in diesem Sinne ist nichts anderes als Kolonialpolitik, insofern, als Kolonialpolitik ihren positiven Inhalt, ihren Kern bildet.

Die Meisten sehen die Kolonialpolitik unter dem Gesichtspunkt der Volkswirtschaft, und dieser Gesichtspunkt ist auch ein sehr wichtiger. Ich selber habe sie immer viel mehr unter dem politisch-nationalen Gesichtspunkt ins Auge gefaßt. Kolonien beleben und sichern nicht nur die Volkswirtschaft, sondern sie dienen vor Allem der äußeren Ausbreitung und der inneren Bereicherung des deutschen Volkstums. Damit der volle Reichtum der menschlichen Kultur sich entwickle, müssen viele kleinere und größere Volks-Individualitäten nebeneinander bestehen, die sich zugleich gegenseitig begrenzen und beeinflussen. Alle moderne europäische Kultur beruht auf dieser Wechselwirkung. Es gibt kein Volk, das nicht durch Annahme oder Bekämpfung seines Denkens von dem Deutschen Martin Luther beeinflusst wäre, und ebenso wenig eines, das nicht von dem Franzosen Jean Jacques Rousseau eine starke Einwirkung empfangen hätte. Luther ist aber ebenso nur als Deutscher, wie Rousseau nur als Franzose (Genfer) denkbar. Es gibt keinen großen Geist, dessen Art nicht irgendwie durch seine Nationalität, seine Abstammung, den Boden, auf dem er erwachsen ist, bestimmt wäre. Die Menschheit würde arm werden, wenn schließlich nur einige wenige, ganz große Völker übrig blieben oder gar endlich eines mit seiner Sprache, seiner Kultur, seinem Denken alle anderen verschlänge. Tatsächlich schien es bereits, als ob die Welt auf dieser Bahn dahingleite. Der Engländer Dilke schrieb ein Buch (1868) worin er den Gedanken entwickelte, daß die Welt auf dem Wege sei, baldigst englisch zu werden. Einen Konkurrenten schien es, wenn wir von der formlosen Masse des gewiß nicht zum Herrschen berufenen Chinesentums absehen, nur in Rußland zu haben. Denn Rußland hat in dem durch die Eisenbahnen besiedlungsfähig werdenden Sibirien ein unermessliches Gebiet für die Ausdehnung seines Staates und seines Volkstums. Frankreich hat wegen seiner Kinderarmut keine Zukunft mehr. Was für ein klägliches Ausblick, wenn zwischen dem unermesslichen Reich einer englisch sprechenden Welt und dem massiven Block des Russentums alle anderen Völker nur als Enklaven, als Kuriositäten eines vergangenen Volkslebens ihr Dasein fristeten!

Einen solchen Zustand zu verhindern, stellt sich dar als die eigentliche Aufgabe der Deutschen Weltpolitik. Deutschland durfte und darf nicht zulassen, daß die Welt zwischen den Angelsachsen und den Russen aufgeteilt werde. Selbst wenn vorläufig noch ziemlich große Brocken an Frankreich, und hier und da ein kleiner Brocken an Italien überlassen wurde, so bedeutete das doch kaum etwas für die Zukunft, da weder die Franzosen noch die Italiener in sich Volkskraft genug besitzen, um es mit den englischen oder russischen Massen aufnehmen zu können. Es ist die Mission Deutschlands hier einzutreten und mit dem eigenen Volkstum gleichzeitig die Zukunft aller anderen kleineren Volksindividualitäten zu wahren und zu retten.

Zu diesem Zweck muß Deutschland zunächst beanspruchen, bei der Aufteilung der Welt nicht mehr übergangen zu werden, sondern mit einem eignen erheblichen Kolonialreich ausgestattet zu werden, wo man dieses auch immer suche, vermutlich in Zentralafrika. Des weiteren ist es die Aufgabe Deutschlands, die Türkei vor einer Aufteilung zwischen Rußland und England zu bewahren. Es sind ja die ältesten Kulturländer der Welt, die hier, verloren und verkommen, einer Auferstehung harren. Kein Zweifel, daß sie wenn sie in die Hände der Russen und Engländer gekommen wären, sie unter deren Herrschaft mit einer gewissen europäischen Kultur hätten erfüllt werden können. Aber Rußland im Besitz von Konstantinopel und Kleinasien, England im Besitz eines Reiches von Kairo bis Kalkutta, würden damit zu einer Machtsteigerung gelangen, die den anderen Staaten eine selbständige Politik nicht mehr übrig ließe. Der einzig mögliche Weg, ohne die völlige Aufhebung des Gleichgewichts unter den Großmächten, Mesopotamien, Arabien, Syrien, Klein-Asien und die Meerengen in den Kreis der europäischen Kultur hineinzuziehen, ist die Erhaltung der Türkei und die Schaffung einer regenerierten Türkei, was sich wiederum nur vollziehen kann in Anlehnung dieses selbständigen mohammedanischen Staates an Deutschland. Auch dieses Zusammenwirken des Neu-Türkentums mit dem Deutschtum kann man als eine besondere Spielart der deutschen Kolonialpolitik bezeichnen.

Unermeßliche Aufgaben erwachsen hier auf Generationen der deutschen Politik wie der deutschen Volkskraft, ohne daß man darin irgend etwas Ueberhebliches, etwas andere Völker Bedrängendes oder Bedrohendes erblicken kann. Ja, wir dürfen noch einen Schritt weitergehen und sagen: um so leichter und um so besser werden wir unsere Aufgabe der Bildung eines großen Mittelafrikanischen Kolonialreiches und der Hilfreichung bei dem inneren Ausbau des neu-türkischen Reiches gerecht werden können, jemehr es uns gelingt, das die anderen schreckende Gespenst einer deutschen Weltherrschaft zu verscheuchen. Die deutsche Weltpolitik ist in der Tat nichts als eine großzügig gefaßte Kolonialpolitik, die um dieses positive Ziel zu erreichen, negativ den unermeßlichen Ansprüchen der anderen Weltmächte Schranken setzen muß.

Ein eigenes großes deutsches Kolonialreich zu gründen, und es der Türkei zu ermöglichen, aus eigenem Willen in voller politischer Selbständigkeit ein moderner Staat zu werden, mußte Deutschland in die Weltpolitik eintreten und seine Flotte bauen. Das allgemein-menschliche Interesse und das deutsche Interesse fallen hier in einander und sind gleichbedeutend. Nicht um den Regern zur Kultur zu verhelfen und nicht aus besonderer Liebe zu den Türken fühlen wir uns zu einer solchen Politik berufen, sondern weil wir es unserem eigenen Volkstum schuldig sind, ihm Aufgaben zu stellen, an denen es sich selbst fortentwickelt und das Selbstbewußtsein gewinnen kann, in seiner Eigenart eines der führenden Völker der Welt zu sein. Wir haben den Krieg, der jetzt durch die Länder und Meere tobt, nicht gewollt, aber da er einmal da ist, darf er nicht enden, ohne uns den Platz an der Sonne zu erkämpfen, den die anderen großen Völker längst besitzen und den wir kraft unseres inneren Wertes berechtigt sind, in Anspruch zu nehmen. Gleichberechtigung lautet unsere Losung, nicht Weltherrschaft. Die Gleichberechtigung aber wird ihren Ausdruck finden in dem Gesetz der Freiheit der Meere, was wir als eines der wesentlichsten, vielleicht das wesentlichste aller Kriegsziele durchzukämpfen haben. Erst mit der Freiheit der Meere gewinnen wir volle Sicherheit für den Besitz unserer Kolonien. Freiheit der Meere ist ein Problem der Weltpolitik. Kolonialpolitik kann es nicht geben ohne Weltpolitik.¹⁾

Koloniale Krisis

Don Dr. Oskar Karstedt

Es kann nicht verkannt werden, daß der koloniale Gedanke in Deutschland zur Zeit eine schwere Krisis durchmacht. Zu jung und teilweise auch noch zu schwach im Ideenzirkel weitester Kreise verankert, sind die Gefahren, die ihm durch den Krieg und seine Folgeerscheinungen drohen, um so schwerer einzuschätzen, als unser gefährlichster Gegner, England, rund 2 Millionen Quadratkilometer deutschen Kolonialbodens in die Hand bekommen hat, während es selbst bis jetzt territorial unbeschädigt geblieben ist. Die Tatsache, daß es den Gegnern verhältnismäßig ohne sonderliche Schwierigkeiten, wenn auch gegen einen heldenhaften und leider noch vielfach nicht genügend gewürdigten Widerstand unserer kleinen kolonialen Streitkräfte gelungen ist, die deutsche Flagge in Uebersee einzuziehen, hat angesichts der gewaltigen Schwierigkeiten, Widerstände und Opfer, die es erfordert hat, bis die deutschen Kolonien auch wirklich deutsches Land wurden, eine gewisse Müdigkeit hervorgerufen. Wozu Kolonien, wenn der Gegner sie doch bei erster Gelegenheit fortnehmen kann? Wozu die Opfer und Risiken-

¹⁾ Dieser Aufsatz gelangte zuerst in Nr. 2 von Deutsch-Uebersee, der Korrespondenz des Aktionsausschusses vom 15. Mai 1916 zum Abdruck.

ausgaben für die Entwicklung, wenn ihre Früchte ungeschützt jeden Augenblick der unabwendbaren Vernichtung ausgesetzt sind?

Ist ein solcher Pessimismus begründet und berechtigt?

Es ist interessant zu verfolgen, wie sich in großen Kolonialstaaten gelegentlich überall eine solche Kolonialmüdigkeit gezeigt hat, insbesondere in England. Noch in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts haben gewichtige Stimmen, wie die eines Gladstone, lebhaft für die Reduzierung des englischen Kolonialbesitzes und insbesondere die Aufgabe Kanadas agitiert, das nur eine Reibungsfläche mit Amerika bilde und gegen etwaige Angriffe von dessen Seite nicht zu schützen sei. Und ähnlich wehrten sich die Vereinigten Staaten jahrelang gegen die Inbesitznahme der Hawaiiinseln. Für den gesunden Wirklichkeitsinn sowohl Nordamerikas als auch Englands spricht es, daß derartige Erwägungen immer nur Theorie geblieben sind. Gladstone hat, trotzdem er während seiner fast 13-jährigen Ministerpräsidentschaft Gelegenheit genug gehabt hätte, seine Cobdenklubanschauungen zu verwirklichen, nicht daran gedacht. Im Gegenteil: jeder seitdem von England geführte Krieg hat ihm einen Zuwachs an Land und Menschen bringen müssen. Die Jahre seit 1871 alleine haben ihm einen Zuwachs von 9 Millionen Quadratkilometern eingetragen.

In Deutschland denkt ein großer Teil der Bevölkerung leider noch zu ausschließlich kontinental, um den großen Segen und Vorteil ermessen zu können, der in jeder Weltbetätigung liegt. Bismarcks Wort, das einen deutschen Kolonialbesitz mit dem Joch des polnischen Großen vergleicht, der unter ihm aber kein Hemd trägt, war und ist teilweise noch heute trotz des Wandels der Zeiten ein beliebtes Schlagwort für die Gegner einer deutschen Kolonialpolitik. Möchte es beim Friedensschluß 1871 noch berechtigt sein, wenn Bismarck das französische Angebot Kambodjas ablehnte, so hatten sich die Verhältnisse schon in noch nicht zwei Jahrzehnten so verändert, daß er, wenn auch zögernd, doch grundsätzlich der kolonialen Notwendigkeit Rechnung tragen mußte.

Daß nicht gerade die besten Teile der Welt bei ihrer Verteilung in den achtziger Jahren uns zufielen, daß wir nehmen mußten, was wir bekamen, lag an dem verspäteten Heraustrreten Deutschlands aus der kontinentalen Enge. Wenn trotzdem im Verlauf von noch nicht 30 Jahren, während die Einfuhr Deutschlands von knapp drei auf mehr als elf Milliarden stieg, die Kolonien entgegen aller Besserwisserei, allen Hemmungen und Rückschlägen sich so entwickeln konnten, daß sie bereits mit drei Prozent zur Deckung der Rohstoffbedürfnisse beitrugen, so ist das zwar absolut genommen kein überwältigendes Ergebnis, aber es beweist angesichts der Schwierigkeiten, mit denen jede deutsche Kolonialpolitik bis vor wenigen Jahren zu kämpfen hatte, daß das so viel zitierte Wort von der deutschen Unfähigkeit zur Eigenkolonisation nichts als nur eine gedankenlose, aus bloßer Voreingenommenheit entstandene Nachrede war. Der Krieg in den Kolonien hat es mit dem fast ausnahmslos festzustellen gewesenen glänzenden Ver-

halten der Eingeborenen bewiesen, daß die deutsche Kolonialpolitik auch in der Lösung des vielleicht schwersten Problems jeder kolonialen Betätigung, der Eingeborenenfrage, ihr Befähigungszeugnis erbracht hat. Jahrhundertelang hat der Deutsche seine Kräfte dem Nutzen fremder Völker dienstbar machen müssen, so daß der englische Kolonialpolitiker Sir Harry Johnston vor einigen Monaten mit Recht feststellen konnte, daß es keine englische Kolonie gebe, in deren Anfangsgeschichte nicht deutsche Namen in goldenen Lettern glänzten. Ist nun der Gedanke wirklich ausdenkbar, daß es nach dem Krieg, wo die Dekonomie der Nationalkraft eine der brennendsten Fragen sein wird, wieder dahin kommen soll, daß die reichen Fähigkeiten in den Dienst fremder Staaten gehen müssen, wenn sie nicht brach bleiben wollen? Bei dem Entwicklungsgang, den Deutschland in den letzten dreißig Jahren genommen hat, bei der jährlich gesteigerten Notwendigkeit, zur immer besseren Rundschaft für die großen Kolonialländer England und Frankreich zu werden — an Ägypten und Britisch-Indien zahlten wir 1913 nur für Baumwolle 100 Millionen Mark — kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß in Zukunft unser Land bei Berücksichtigung der durch die Kriegsauswendungen notwendig werdenden Konzentrierung des Kapitals sich von der fremden — d. h. in erster Linie der englischen und englisch-kolonialen Einfuhr nach Möglichkeit emanzipieren muß. Um so mehr, als der bisherigen Einfuhr aus englischen und französischen Kolonien nur ein Bruchteil an der Ausfuhr nach ihnen gegenüberstand. Um welche gewaltigen Zahlen es sich dabei handelt, mag daran ermessen werden, daß der Außenhandel aller Kolonien der Erde von 10,3 Milliarden im Jahre 1885 auf über 25 Milliarden Mark im Jahre 1911 gestiegen ist.

Dem Defekt, der sich aus diesen Tatsachen für die deutsche Wirtschaft ergibt, ist nur mit einem Mittel entgegenzutreten: mit der Schaffung eines hinreichend großen, leistungsfähigen deutschen Kolonialreichs.

So wichtig aber die wirtschaftlichen Momente sein mögen, so würden sie allein vielleicht nicht hinreichend erscheinen, um die Forderung nach der Schaffung des deutschen Kolonialreichs zu begründen. Gerade politische Gründe sind es ja, die die oben angedeutete Gleichgültigkeit gegen die koloniale Frage hervorgerufen haben.

Zweifelsohne ist der Verlust unserer Kolonien an Engländer und Franzosen gerade dann ein schwerwiegendes Moment, wenn wir im Friedensschluß auf ihrer Wiedererlangung bestehen wollen. Daß sie verloren gingen, lag an ihrer größtenteils unglücklichen Lage und Zersplitterung (Südsee) und der Tatsache, daß wir bisher uns nicht mit dem Gedanken vertraut gemacht zu haben brauchten, daß ein europäischer Krieg jemals auf sie übergreifen würde. Die Verhältnisse lagen auch bezüglich der deutschen Kolonien noch viel zu jung und unreif, als daß die inzwischen vollzogene Besetzung von ihnen durch den Gegner den voreiligen Schluß rechtfertigen könnte: jeder deutsche Kolonialbesitz

ist im Falle eines Krieges a priori als verloren anzusehen! Noch befand sich doch die Flotte erst im Beginn einer Entwicklung, die ihr erlauben konnte, ein wirklicher Schutz für unsere Ueberseeinteressen zu sein. Noch war sie mehr eine Heimflotte, die außerhalb Europas nur einen wirklichen Stützpunkt, Kiautschou, hatte. Noch war das Netz unserer leistungsfähigen Telefunkenstationen so dünn, daß es kaum in Betracht kam, jedenfalls nicht gegenüber den gleichen Einrichtungen der uns jetzt feindlich gegenüber stehenden Mächte. Daß rebus sic stantibus da nichts Bollwertiges gegenüber einem mit allem ausgestatteten, aus einer langjährigen Welt- und Kolonialgeschichte gereiften Gegner geleistet werden konnte, ist nicht erstaunlich. Wer sich darüber wundern würde, würde handeln wie ein Lehrmeister, der von seinem Lehrling nach einmonatlicher Tätigkeit das Meisterstück verlangte.

England ist nicht alleine dadurch zum Herrn der Meere geworden, daß es als Bollwerk vor Europa liegend die Ausgänge der Nordsee bewacht — in ähnlich günstiger Lage befindet sich auch Frankreich — sondern dadurch, daß es aus jeder seiner überseeischen Besitzungen eine neue Machtbasis machte, die ihm erlaubte, an allen Meeren stark zur Verteidigung und zum Angriff zu sein. Wohin auch immer England seine Hand legte, ob auf Südafrika oder Indien, die Falklandinseln oder Kanada, da schuf es ein Stück England, das zum Bollwerk seiner Macht da wurde, wo des Heimatlandes Wirkungen durch die Entfernungen beeinträchtigt wurden. Die Freiheit der Meere ist eben deshalb nicht alleine nur in der Nordsee sondern allenthalben zu erringen, wo eine englische Machtbasis England die Mittel an die Hand gibt, seine Fühler weit hin auszustrecken. England z. B. ganz Ostafrika überlassen, hieße die Freiheit der Meere für den Bereich des ganzen Indischen Ozeans illusorisch, aus ihm ein mare clausum anglicum machen! Und ähnlich auf der atlantischen Seite Afrikas! Der Rückzug Deutschlands, des einzigen europäischen Landes, das England in Zukunft ein Paroli bieten kann, aus der Welt hieße den Kampf um die Freiheit der Meere aufgeben, hieße England als Herrn der Welt anerkennen!

Wer das bestreiten und glauben will, Deutschland könne seine Desinteressiertheit in der Welt unbeschadet seiner Stellung als Großmacht erklären, den erinnere ich an die Worte, die Lord Hardwicke 1743 im Oberhaus aussprach und die — der Krieg hat es gezeigt — maßgebend für die englische Politik geblieben sind: „Wenn unser Wohlstand zurückgeht, so ist es an der Zeit, den Handel der Nation zu vernichten, die uns von den Märkten verdrängt hat, indem wir ihre Schiffe von dem Weltmeer treiben und ihre Häfen blockieren“.¹⁾ Und ich erinnere ihn weiter daran,

¹⁾ Vergl. Alfred Zimmermann, Die Kolonialreiche der Großmächte. Berlin 1916.

welch anderen Verlauf der Krieg hätte nehmen können, wenn unsere Auslandsflotte zusammen mit unserem Kolonialbesitz bereits so gefestigt gewesen wäre, daß dieser ihr eine beträchtliche Stütze, eine Machtbasis gewesen wäre. Wenn Daresjalam und Duala bereits das gewesen wären, was Kiautschou war bzw. werden sollte: für unsere Flotte Stützpunkte, hinter denen ein durch seine Größe und seinen Reichtum an Menschen und Mitteln unbefiegbares Neudeutschland gestanden hätte.

Darum kein kleinliches Bedenken! Die Erde wird neu verteilt werden und endgültig. Wer später nicht in der Welt steht, begibt sich des Anspruchs, in ihren Angelegenheiten mitzureden. Wer dem kolonialen Rückzug das Wort redet, hilft England zur Verwirklichung seiner Alleinherrschaft über die Welt!

Deutsche Kolonialpolitik als Kulturproblem

Don Dr. Josef Froberger

Im Weltkriege wird die Entscheidung fallen über Deutschlands zukünftige Weltpolitik, seine Kolonialpolitik kann nur als Glied und Mittel dieser Weltpolitik betrachtet werden. Der Preis, um den gekämpft wird, ist so groß und von solcher Tragweite für die ganze Entwicklung des deutschen Volkes, daß wir Deutschlands Ziele und Aufgaben mit klarem Blicke ins Auge fassen und alle kleinmütigen Anwandlungen oder von der Notlage des Augenblickes eingegebene Bedenken ferne von uns abweisen müssen. Es gilt im Gegenteile, unsere Ueberzeugung vom welthistorischen Berufe des deutschen Volkes zu vertiefen und unsere Kulturaufgaben eher noch deutlicher zu unterstreichen, als uns daran irgendwie irre machen zu lassen. Wenn Deutschlands Feinde in heuchlerischer Ueberhebung vorgeben, sie führen gegen uns den Kampf „um die Zivilisation und die Freiheit der Völker“, so dürfen wir demgegenüber mit weit triftigeren Gründen behaupten, daß wir kämpfen um die Güter echter Kultur und daß für uns namentlich die Kolonialpolitik durch den Krieg zu einem Kulturproblem geworden ist, das sich auf ein viel weiteres Gebiet erstreckt, als wir es vor dem Krieg mit solcher Klarheit auszusprechen wagten.

Deutschlands Feinde waren es, die den Krieg in die Kolonien hineingetragen haben und der Würde der europäischen Völker schwere Wunden schlugen, indem sie vor Asiaten, Ozeaniern und Afrikanern Europas Zerrissenheit bekundeten und Kolonialvölker in den Krieg mit hineingezogen haben. Grundsätzlich wurde vor dem Krieg von den führenden Kolonialstaaten ihre koloniale Kulturaufgabe öfters betont, wenn auch damit die tatsächliche Haltung nicht immer im Einklang stand, eine gewisse europäische Solidarität wurde theoretisch immer noch beibehalten und bei verschiedenen internationalen Anlässen zum Ausdruck

gebracht. Aber mit dem Kriege hat diese Solidarität einen Zusammenbruch erlitten, der die ernstesten Besorgnisse wachrufen muß. Die von Engländern, Franzosen und Russen betätigte Verwendung von Kolonialvölkern auf den europäischen Kriegsschauplätzen ist ein weiterer schwerer Abfall von den kulturellen Grundsätzen in der Kolonialpolitik, weil damit die bisher in einem solchen Umfang noch nicht dagewesene Tatsache eintrat, daß zahlreiche Völker, die unter europäischem Schutze standen, gegen ihren eigenen Willen auf europäische Schlachtfelder getrieben wurden, um gegen jene europäischen Staaten zu kämpfen, die ihnen als Träger der ihnen als vorbildlich hingestellten Kultur gelten mußten. Diese Ausschaltung der bisherigen kulturellen Anschauungen aus der Kolonialpolitik ist ein Ereignis in der Geschichte der modernen Welt, das nicht ernst genug gewertet werden kann, das jedenfalls in den Bereich jener Erwägungen gezogen werden muß, welche sich mit der Neugestaltung der Weltpolitik nach dem Kriege zu beschäftigen haben.

Mag man es Deutschland auch als Annäherung auszulegen versuchen, mag man noch so sehr den ganzen bekannten Phrasenschwall über den Begriff „deutsche Kultur“ ergießen, so wird Deutschland deswegen nicht weniger laut die Forderung nach einer zukünftigen kulturellen Haltung der Kolonialpolitik erheben müssen, weil eine Fortsetzung der bisherigen schrankenlosen Ausbeutung und Unterdrückung der Kolonialvölker zum allgemeinen Ruin führen muß. Derjenige Grund, der in letzter Linie zum gegenwärtigen Weltkriege führte, war die von englischem Neide geschürte Abneigung gegen Deutschland wegen dessen friedlicher Beteiligung an der Weltpolitik, und dieser Neid und diese Abneigung konnten auch nur deswegen einen solchen Umfang und eine solche Bitterkeit annehmen, weil Deutschlands Feinde in der Weltpolitik und in der von ihr bedingten Kolonialpolitik schließlich keine anderen Ziele mehr erblickten als schrankenlose wirtschaftliche Ausbeutung und egoistische Beherrschung ungeheurer Kolonialgebiete. Der englische Imperialismus, der nach den Ausführungen des Schweden Gustaf F. Steffen in seinem Buche *Weltkrieg und Imperialismus* (Jena 1915) als der Typus des Imperialismus im schlimmsten Sinne des Wortes bezeichnet werden muß, hat seine Expansion in der Welt so sehr als Expansion durch Herrschaft aufzufassen sich gewöhnt, daß er Deutschlands friedliche Expansionsmethoden nicht mehr zu ertragen vermag und sie durch alle Mittel der Gewalt ausschließen möchte. Solange solche Gegensätze bestehen bleiben, d. h. solange der kulturelle Gedanke in der Weltpolitik ausgeschlossen bleibt, wird auch nach Ueberwindung der gegenwärtigen furchtbaren Weltkrisis sich nach wenigen Jahren wieder weiterer Zündstoff ansammeln und ein neuer Weltbrand unvermeidlich sein.

Darum liegt es nicht nur im Interesse Deutschlands, sondern im Interesse der ganzen Welt, daß die europäische Kolonialpolitik wieder als Kulturproblem aufgefaßt werde. Der Wettstreit der

Nationen müßte sich auf jene friedlichen Ziele lenken, die sich mit der kulturellen Durchdringung der Kolonialgebiete beschäftigen. Bei einem Ueberblick über die verschiedenen Kolonialmethoden der führenden Staaten Europas gewinnt man immer mehr den schmerzlichen Eindruck, daß es auf diesem Wege nicht weiter gehen darf. Das englische Imperium, das ohne Rücksicht auf die innerlichen Bedürfnisse wirtschaftlicher und kultureller Art seiner zahlreichen Kolonialstaaten mit ihrer Bevölkerung von 375 Millionen in den letzten Jahrzehnten mit immer größerer selbstfüchtiger Berechnung nur verwaltet wurde nach den wirtschaftlichen Bedürfnissen des Mutterstaates, ist für die übrigen Kolonialstaaten zu einem gefährlichen Vorbilde geworden, dessen Nachahmung in der ganzen Welt eine so schneidende Schärfe der Gegensätze hervorrufen müßte, daß darüber die Welt nie mehr zur Ruhe kommen könnte. In seiner Kolonialgeschichte der Neuzeit hat Veit Valentin (Tübingen 1915) über die englische Kolonialmethode ein Urteil gefällt, das zwar sehr bitter klingt, dem man aber in den wesentlichen Zügen die Berechtigung nicht absprechen darf. Er sagt:

Wir haben gesehen, wie sich der neue Typ des Kolonialbriten ausgebildet: der starrharte Wirtschaftsmensch, dessen nackter Egoismus aus allem, was die Welt bewegt, nur die Bilanz zieht. Wie sehr sticht davon der letzte Typ des Home-Engländer ab, des Luxus- und Sportsmenschen mit den verschwenderischen Lebensgewohnheiten, des Globetrotters und Golfers, der von der Arbeit der Neger, Chinesen und Hindu lebt, der in einer ästhetisch verfeinerten Lebenssphäre bei Sophismen und Paradoxen das Dasein des lebenswürdigen und vollendet abgegriffenen Szeptikers führt, fern von mächtiger Kunst- und Gedankenschöpfung, fern von der Erhabenheit der Staatsidee, die schrankenlose Aufopferung des Lebens und des Glückes verlangt. Und der Vermittler zwischen diesen beiden englischen Typen, dem Kolonialengländer und dem Home-Engländer, ist endlich der Londoner Börsenspekulant, dessen inbrünstiges Angelsachsentum zumeist recht jung ist: er macht als ein skrupelloser Makler für den englischen Rentnerstaat die Arbeit und das Leben des Kolonialreiches und seiner Trabanten nutzbar. (S. 167.)

In seiner inhaltreichen Schrift: *Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung* (Berlin 1915) hat Ferdinand Lönies eine Reihe von englischen Staatsmännern und Gelehrten sich über die englischen Kolonialmethoden äußern lassen, unter denen besonders bemerkenswert die Aussprüche des Historikers Seeley sind, aus denen wir folgende Sätze anführen:

Das alte Kolonialsystem zerlegte die neue Welt in Territorien, die wie Landgüter betrachtet wurden, deren Besitz und Genuß der jeweilig kolonisierenden Nation zustand. Die Hoffnung, solche prachtvollen Landgüter zu erwerben und die Vorteile zu genießen, die aus

ihnen sich ziehen ließen, stellte den stärksten Stachel für den Handel dar, den man nur je gekannt hatte, und es war ein Stachel, der ohne Unterlaß Jahrhunderte hindurch gewirkt hat . . . Möge nun jonst ein natürlicher Gegensatz zwischen dem Geiste des Handelsgeschäftes und dem Geiste des Krieges bestehen oder nicht — Handel, der nach dieser Methode betrieben wird, ist fast identisch mit Krieg und muß beinahe notwendig Krieg im Gefolge haben. (S. 15 f.)

Neben der englischen Kolonialmethode der wirtschaftlichen Ausbeutung erscheint die französische Kolonialpolitik mehr als militärische Expansion und bürokratische Assimilierung. Frankreich hat sich mit seinem ungeheuren Kolonialreich von fast 11 Millionen Quadratkilometer Ausdehnung mit 55 Millionen Bevölkerung eine schwere Belastung auferlegt, die mit dem Nutzen in keinem richtigen Verhältnisse steht. In seinen älteren Kolonien ist die Verwaltung zum Schaden des Landes vielfach zum Selbstzweck geworden, indem die Versorgung eines durch Protektion auf gegenseitige Abhängigkeit zum Schutze eigener Interessen zusammengeschweißten Beamtenapparates so in den Vordergrund der Kolonialpolitik gelangte, daß die kulturellen Gesichtspunkte eine unvermeidlich untergeordnete Rolle spielen müssen, wie man dies am besten in den nordafrikanischen Ländern erkennen kann. Frankreich hat es nirgends verstanden, die geistigen und wirtschaftlichen Fähigkeiten der Eingeborenen zum Gedeihen der Kolonien auszunützen; ein gewisser französischer Firniß, der durch äußerliche Schulmethoden eine kümmerliche Oberschicht heranzog, vermag nur oberflächliche Beobachter zu täuschen. Die breite Masse der Bevölkerung hat keinen Anteil an der kulturellen Kolonisation, sondern wird von europäischen Ausbeutern eher noch auf tiefere Stufen der Gesittung heruntergedrückt, als dies im ursprünglichen Zustande vor der europäischen Besitzergreifung der Fall gewesen wäre.

Die Aufgabe einer wirklich kulturellen Erschließung der Kolonialländer bleibt also noch zu lösen, die Aufgabe einer kulturellen Durchdringung, bei der Kultur nicht äußerlich als die sogenannte Zivilisation aufgefaßt werden darf, sondern wo es gilt, die menschliche Gesittung von innen heraus aufzubauen, von der wirtschaftlichen Grundlegung durch Erziehung zu eigener Arbeit und eigenem Besitze bis zur geistigen und sittlichen Hebung nach europäischen Begriffen. Deutschland hat in der kurzen Zeit seiner kolonialen Geschichte die redlichsten Anstrengungen gemacht, um gegenüber der merkantilen Kolonialmethode der Engländer oder der bürokratisch-militärischen der Franzosen eine kulturelle Kolonialpolitik auszubilden, die zwar manche Schwankungen zu verzeichnen hatte, aber gerade in den letzten Jahren vor dem Kriege in ruhige Bahnen zu gelangen begann. Wer vorurteilslos die kolonialen Auseinandersetzungen in der deutschen Politik verfolgt, kann unschwer feststellen, wie ein hohes kulturelles Ideal allen Parteirichtungen vorschwebte. Die große Strenge,

mit der man an sich selber darin Kritik übte und auch die kleinsten Mißstände schonungslos zu beseitigen suchte, steht in der ganzen europäischen Kolonialgeschichte einzig da. Ein pflichtgetreues Beamtentum stellte sich in den Kolonien ebenso wie in der Heimat treu in den Dienst des Vaterlandes; was an kulturellen Einrichtungen in den verschiedenen Kolonien geschaffen wurde, wurde auch von unseren Feinden anerkannt. Die Gründung einer Gesellschaft für Eingeborenenchutz kurz vor dem Kriege, an der sich die hervorragendsten Freunde unserer Kolonien beteiligten, das Wirken der Deutschen Kolonialgesellschaft, das wachsende Interesse in den weitesten Kreisen Deutschlands für unsere Kolonien sind deutliche Beweise für die Tiefe der Auffassung, mit der man an das koloniale Problem im deutschen Volke herantrat.

Darum bedarf Deutschland seiner Kolonien auch nach dem Kriege; wir können hinzufügen, die moderne Kolonialpolitik überhaupt kann auf Deutschland nicht mehr verzichten, kann das kulturelle Ideal Deutschlands nicht entbehren. Wenn in der ganzen Weltpolitik der Zugang zum Frieden nach diesem furchtbaren Weltringen angebahnt werden muß, dann wird man sich darauf besinnen müssen, daß das größte Hindernis eines dauernden Weltfriedens die Fortsetzung der imperialistischen und merkantil-egoistischen Weltpolitik wäre. Nur auf dem gemeinsamen Boden kultureller Ziele läßt sich eine Annäherung der Nationen Europas ermöglichen, nur hier lassen sich gemeinsame Interessen herauschälen. Es muß wenigstens aufgeräumt werden mit den schlimmsten Auswüchsen jener Politik der Ausbeutung, die ein Wettlaufen fieberhafter und aufgeregter Konkurrenz zur unausbleiblichen Folge hatte und auch in Zukunft haben müßte. Unparteiische Beobachter, wie z. B. der Schwede Gustaf Steffen, haben festgestellt, daß Deutschlands Ziele in der Weltpolitik friedlicher Natur sind und daß es dafür nur friedliche Mittel gebrauchte. Wir müssen einer Zukunft entgegenstreben, in der Deutschlands friedliche Haltung auf die Weltpolitik entsprechenden Einfluß ausüben kann, auf eine solche Zukunft gilt es ernst hinzuarbeiten. Darum muß Deutschland seinen Rang als Kolonialmacht mit aller Entschiedenheit behaupten und verstärken; es muß dies tun nicht nur in seinem Interesse als Weltmacht und in seinem wirtschaftlichen Interesse, sondern noch weit mehr im Interesse der Menschheit und ihrer kulturellen Entwicklung im besten Sinne des Wortes.

Rohstoffversorgung und Kolonialwirtschaft

Don Carl Severing¹⁾

Als in den Jahren 1909 und 1910 der Streit um die sogenannten Mannesmannrechte die politische Öffentlichkeit in Deutschland beschäftigte, wurde von den Verteidigern der Brüder Mannesmann dargelegt, es handle sich bei den strittigen Fragen nicht um persönliche sondern um wichtige Lebensinteressen der Nation. Es drehe sich nicht zuletzt um die Entscheidung darüber, ob das deutsche Volk in den kommenden Jahrzehnten genug Eisen für seine Werkzeuge und Waffen zur Verfügung haben solle. Man wies auf die kulturelle Bedeutung des Eisens hin, nach dem man besondere Menschheitsepochen datiert habe, und das neben Brot und Fleisch den dritten großen Faktor nationaler Macht und Unabhängigkeit darstelle. Man sprach auch von den schweren Sorgen der Eisenindustriellen, die darauf gerichtet seien, Deutschland einen hinreichenden Besitz an Eisen zu sichern. Es sei eine nationale Frage, eine Frage der Unabhängigkeit Deutschlands, ob es dem französischen Eisenkartell gelingen werde, sein stählernes Netz über den ganzen Kontinent zu spannen, oder ob es die deutsche Diplomatie erreiche, daß unser Land gleichberechtigt neben den anderen großen Völkern der Erde an den Bodenschätzen fremder, noch unererschlossener Länder teilnehme.

In der Öffentlichkeit und bei den gesetzgebenden Körperschaften haben diese Darlegungen damals ein stärkeres Interesse nicht gefunden. Sie waren wohl zu sehr mit nationalistischen Schlagworten bepackt, als daß man sie als bloße wirtschaftspolitische Erörterungen hätte nehmen können. Kennzeichnend dafür ist zum Beispiel die in einer Streitschrift jener Tage aufgestellte Behauptung, daß „nur durch ein böses Geschick die großen Erzlager in Lothringen bei Frankreich geblieben seien“.²⁾ In diesem einen Satz offenbart sich die ganze Oberflächlichkeit jener Beweisführung. Daß die Annexion französisch Lothringens im Jahre 1871 uns wahrscheinlich viel früher einen Krieg gebracht haben würde, unter weit ungünstigeren Voraussetzungen für einen guten Ausgang, darf man heute wohl aussprechen. Aber ganz abgesehen davon war es auch eine starke Übertreibung, wenn man behauptete, die deutschen Industriellen lebten in schwerer Sorge um einen hinreichenden Besitz an Eisen. Den deutschen Eisenhüttenleuten war es viel zu gut bekannt, daß Frankreich ein großes Interesse an einem geregelten Absatz und einer ungehinderten Ausfuhr der Minetteerze hatte.

¹⁾ Wir entnehmen diesen Aufsatz mit freundlicher Genehmigung von Verfasser und Redaktion Heft 3, Jahrgang 22 der Sozialistischen Monatshefte (Berlin, Verlag der S. M.).

²⁾ Siehe D s m a n, Die Mannesmannrechte und das Weißbuch, Berlin 1910, pag. 13.

Genosse Otto Hue weist jetzt darauf hin, daß dies gerade um die Zeit des Mannesmannstreits von den besten Kennern der Verhältnisse auf dem deutschen Eisenmarkt behauptet worden sei.³⁾

Immerhin werden wir, wenn wir daran gehen, die Zukunft Deutschlands nach dem Krieg zu sichern und neu zu gestalten, die Frage der Rohstoffversorgung vor allem im Auge haben müssen. Bei der industriellen Entwicklung unseres Landes wird sie zu einer Lebensfrage für die Existenz der Nation. Wie von den wirtschaftlichen Bedürfnissen eines Landes seine politische Selbständigkeit abhängen kann, zeigt sinnfällig das Beispiel Italiens und Griechenlands. Man kann wohl sagen, daß die Schwertung Italiens zu den Dreiverbandsmächten nicht zum geringsten Teil mit durch die Drohung Englands verursacht worden sei, die Lieferung von Kohle einzustellen. Und in Griechenland dürfte die wohlwollende Neutralität gegenüber den Vierverbandsmächten nicht zuletzt auf die Sorge zurückzuführen sein, dem Land eine geregelte und ausreichende Zufuhr der unentbehrlichen Rohstoffe zu erhalten. Doch das nur nebenbei. Hier soll uns nur die Frage beschäftigen, wie die Rohstoffversorgung Deutschlands in Friedenszeiten sichergestellt werden kann. Daß wir als Vertreter der Arbeiterklasse ein gewaltiges Interesse an der Eigenversorgung unserer Industrie haben, dürfte bei einigem Nachdenken jedem klar werden, der die Produktion als Basis des Völkerlebens nimmt und die eigentlich produzierende Schicht, eben die Arbeiterklasse, in den Stand setzen will, ihrer Aufgabe zu genügen und damit diejenige Stellung zu erlangen, die ihr nach ihrer produktiven Funktion im Volksganzen zukommt. Wer freilich der vorsintflutlichen Ansicht ist, es könnte einem Verbraucher „ziemlich gleichgültig sein, ob ihm ein Ausländer oder ein Landsmann die Haut über die Ohren zieht“⁴⁾, der dürfte für die wirtschaftliche Selbständigmachung des eigenen Landes wenig Verständnis haben. Doch wird er mit dieser famosen Argumentation gerade auf einen Gewerkschafter wenig Eindruck machen, der denn doch vor allem weiß, welcher einen gewaltigen Unterschied es ausmacht, ob die Arbeiter, wie das bei der inländischen Versorgung der Fall ist, einen mitbestimmenden und je nach der Stärke ihrer Organisation entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der Arbeitsbedingungen haben, oder ob sie von anderen Ländern mit ganz anderem Stand der Arbeiterorganisation mitabhängig sind, in ihrem Lebensstandard durch ausländische Ausbeutung herabgedrückt werden. Ueber diese rein gewerkschaftliche Erwägung hinaus erübrigt es sich aber wohl auf Theorien einzugehen, die, um die Landesgrenzen für den Rohstoffbezug als unerheblich hinzustellen, den einfachsten Tatsachen Gewalt antun.⁵⁾ Hat doch

³⁾ Siehe Hue, Die Bergwerks- und Hüttenindustrie, in dem Sammelwerk Arbeiterinteressen und Kriegsergebnis, Berlin 1915, pag. 41.

⁴⁾ Siehe G a s t e i n, Rohstoffbezug und Landesgrenzen, im Vorwärts vom 2. Februar 1916.

⁵⁾ Siehe darüber K a l i s k i, Rohstoffversorgung und Arbeiterinteressen, in der Chemnitzer Volksstimme vom 5. Februar 1916.

erst neulich Genosse Schippel uns hier mit ein paar Worten gezeigt, was von solcher „sozialistisch prinzipiellen Wissenschaft“ zu halten sei.⁶⁾

Was können wir tun, um die Rohstoffversorgung Deutschlands zu sichern? Nach einer Seite hin haben die Erfahrungen des Krieges die Antwort auf diese Frage gegeben: Wir müssen innerhalb der Grenzen des Landes den Boden und die Bodenschätze so rationell wie möglich ausbeuten. Für die Landwirtschaft ist durch die Kultivierung von Oedländereien, die die anbaufähige Bodenfläche vergrößerte, ein Vorbild hierfür geliefert worden. Aber auch in manchen Industriezweigen hat der Krieg nach gleicher Richtung gewirkt. Im Erz- und Kohlenbergbau wurden Verbesserungen eingeführt, durch die bisher nur spärlich fließende Erzquellen ergiebiger wurden. In der Verwendung der Industrieerzeugnisse ist man sparsamer geworden, und was darin der Krieg gelehrt hat, wird nach dem Friedensschluß wohl nicht gleich wieder gänzlich vergessen werden und so ebenfalls dazu beitragen uns vom Ausland unabhängiger zu machen. Die Chemie hat mancherlei Wege gewiesen, die auf das gleiche Ziel führen. Doch ist dies alles keine erschöpfende Lösung unseres Problems. Dazu bedarf es noch anderer Mittel.

Eines dieser Mittel könnten uns die Kolonien liefern. Ueber ihr Schicksal entscheidet ja nicht der Ausgang der Kämpfe, die sich auf ihrem Boden abspielen, sondern der Ausgang des großen Weltenringens überhaupt. Da wir doch wohl alle fest davon überzeugt sind, daß Deutschland und seine Verbündeten nicht unterliegen werden, dürfen wir damit rechnen, daß der Kolonialbesitz Deutschlands durch den Krieg nicht zu seinen Ungunsten verändert werden wird. Ob der status quo ante vollständig wiederhergestellt wird, ist dabei von nebensächlicher Bedeutung. Wichtiger ist die Frage, wie später die Kolonien zu bewirtschaften sind. Sie zu lösen ist freilich nicht so einfach. Namentlich der Arbeitermangel, der nach dem Krieg noch stärker fühlbar werden dürfte, wird einer raschen Erschließung der Kolonien schwere Hindernisse bereiten, so daß man deren Tempo nicht überschätzen soll. Auf der anderen Seite aber hat die bisherige Entwicklung der Kolonien uns gelehrt, daß die früher allgemein übliche Unterschätzung ein ebenso großer Fehler war. In den letzten 10 Jahren hat unser Handelsverkehr mit unseren Kolonien einen nicht unerheblichen Aufschwung erfahren. Erscheint er auch noch gering bei einer Vergleichung mit den anderen Ziffern des deutschen Welthandels, so ist er doch zu beträchtlich geworden, als daß man ihn einfach ignorieren dürfte.

In diesem Punkt haben wir also auch anzulernen. In den Sozialistischen Monatsheften ist freilich seit vielen Jahren in einer Reihe von einzelnen Studien die Bedeutung der Kolonialwirtschaft dargelegt und in ihren Einzelproblemen erörtert worden; auch wird hier ja durch regelmäßige

⁶⁾ Siehe Schippel, Zwei Abjagen an den Freihandel, in den Sozialistischen Monatsheften, 1915, 3. Band, pag. 1345, Note 10.

Berichte in einer besondern Kolonisationsrundschau der Blick dauernd auf diese Dinge gelenkt. Im ganzen hat aber die sozialdemokratische Partei sich noch viel zu wenig zu einer positiven Anteilnahme an der kolonialen Arbeit entschlossen. In dieser Beziehung sollte sie sich wandeln. Und unsere Partei vielleicht noch weniger als unser Volk im allgemeinen. Die Volksstimmung hat viel zu lange unter dem Eindruck der Schlagworte gestanden, daß die Kolonien nur Sandwüsten seien, und sie hat damit auch die Haltung derjenigen Kreise beeinflusst, die durch die Anlegung ihrer Kapitalien koloniale Unternehmungen hätten fördern können. Was die Stellungnahme der deutschen Sozialdemokratie anlangt, so ist sie unbestreitbar in nicht geringem Maß durch die Art bestimmt worden, wie früher bei uns kolonisiert wurde. Doch hätte man nicht gleich das Kind mit dem Bade ausschütten sollen. Auch an Uebertreibungen hat es dabei nicht gefehlt. Man denke an die nachstehenden Sätze aus einer kleinen Schrift K. Kautskys:

„Das Heldentum des Tropenkollers ist zum Vorbild der Scharfmacher und Junker geworden, die danach ihr Verhältnis zu ihren Arbeitern einzurichten suchen. Und bereits hat dies Heldentum auch die Phantasie der Dichter und Denker gefangen genommen, die einem Peters zjubeln und den Kult der Roheit und Gemeinheit in die Kunst, die Philosophie, die geschlechtlichen Beziehungen übertragen.“⁷⁾

Sollte wirklich eine große politische Partei ihre Stellungnahme zu einem der wichtigsten wirtschaftlichen und nationalen Probleme von solchen Dingen abhängig machen, die mit der Sache selber doch gar nichts zu tun haben? Das dürfte auf die Dauer kaum gehen. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat sich denn auch schon in den letzten Jahren kolonialwirtschaftlichen Fragen gegenüber nicht mehr unbedingt ablehnend verhalten. Dem internationalen Kongreß in Stuttgart (1907) wurde noch eine Broschüre vorgelegt, in der es nach einer pessimistischen Schilderung der wirtschaftlichen Unternehmungen in den Kolonien hieß:

„Also sind die Aussichten auch für die Zukunft recht windig. Aber wären sie auch besser, für die deutsche Sozialdemokratie liegt keinerlei Grund vor, mit dem Gelde deutscher Steuerzahler Unternehmungen zu fördern, die auf die rücksichtsloseste Ausbeutung der Ureinwohner der Kolonien abzielen.“⁸⁾

Es sind Nachklänge vom Wahlkampf 1907, die da ihren Niederschlag finden. In der Praxis der parlamentarischen Arbeit hat die sozialdemokratische Fraktion bald darauf für alle Beträge gestimmt, die zum Zweck der Förderung der Baumvollkultur in den Etat eingestellt worden sind. Noch im Frühjahr 1914 hatte die Fraktion Gelegenheit, zu einer ähnlichen kolonialwirtschaftlichen Frage Stellung zu nehmen. Man vermutete in Kaiser Wilhelms-Land auf Neuguinea reiche Petroleumschätze. Die Fraktion ent-

⁷⁾ Siehe Kautsky, Sozialismus und Kolonialpolitik, Berlin 1907, pag. 63 f.

⁸⁾ Siehe Ledebour, Die Deutsche Kolonialpolitik, Berlin 1907, pag. 7 f.

schloß sich damals mit den bürgerlichen Parteien, die Forderung der Regierung auf Bewilligung von 500 000 Mark zur Erforschung und Erschließung der Petroleumgebiete zu bewilligen.⁹⁾ Der Krieg hat diesen Arbeiten ein gewaltiges Ende bereitet, und bis zur Stunde weiß man nicht, ob die erwähnten Vermutungen richtig sind. Bestätigen sie sich aber, so brächten die Petroleumquellen dem Land, das diese Kolonie besitzt, einen nicht zu unterschätzenden Gewinn. Baumwolle, Petroleum und Kautschuk sind die Rohstoffe, deren Knappheit jetzt am meisten fühlbar wird. Freilich wäre dieser Knappheit bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge, der es der englischen Flotte erlaubt, das Weltmeer zu beherrschen, noch nicht abgeholfen, wenn wir die genannten Stoffe auch in den Kolonien in größerem Umfang gewännen. Wenn uns durch die englische Seekriegsführung amerikanische Baumwolle und amerikanisches Petroleum gesperrt wird, würden wir auch keine Baumwolle aus Togo, kein Petroleum aus Neuguinea und keinen Kautschuk aus Kamerun erhalten. Es sollte hier auch nur auf die Tatsache hingewiesen sein, um die hohe Bedeutung der genannten Stoffe (denen vielleicht noch die Materialien für die Gewinnung pflanzlicher Fette hinzuzufügen wären) hervortreten zu lassen. In Friedenszeiten würden wir diese Rohstoffe vielleicht ungehindert aus anderen Ländern erhalten können: freilich auch zu Bedingungen, die nicht wir vorschreiben und die namentlich auch der Arbeiterklasse und den minderbemittelten Schichten überhaupt recht drückend sein könnten. Darin liegt eben die ausschlaggebende große volkswirtschaftliche Bedeutung der Eigenproduktion, daß man die großen Werte der Herstellung und des Transports dem deutschen Wirtschaftsleben dienstbar macht und so vom Ausland in zunehmendem Maß unabhängig wird. Soll es etwa unsozialistisch sein, auch Deutschland daran zu beteiligen, die Bodenschätze unerschlossener Gebiete für sich nutzbar zu machen und damit jene Menschheits Epoche vorzubereiten, die über den Rahmen nationaler Schranken hinaus zur Weltwirtschaft führt?

Die Rohstoffversorgung Deutschlands erfordert aber auch, wie oben angedeutet, die Freiheit der Meere, den Fortfall jeder Beschränkung in der Zufuhr überseeischer Waren. Die Erfüllung jener Forderung kann aber nur gegen England errungen werden. Es ist deshalb irrig zu sagen, daß der Krieg, so wie ihn Deutschland heute führt, den Charakter eines Eroberungskrieges angenommen habe. Solange sich England nicht dazu versteht auch anderen Nationen die Rechte einzuräumen, die es selbst in so rücksichtsloser Weise gebraucht, solange es das Weltmeer als sein Gebiet betrachtet und den anderen Nationen diktiert, was sie dürfen und nicht dürfen, so lange ist der Kampf gegen diesen englischen Standpunkt eine einfache Notwendigkeit unseres Lebens.

⁹⁾ Siehe N o s s e, Kolonialpolitik und Sozialdemokratie, Stuttgart 1914, pag. 215.